

Sechstes Kapitel.

Ein Hof, Hoflinge und ein König.

Ich glaub es war am zweiten Tag nach diesem „Feste der Vernunft,“ daß es Lord Bolingbroke für rathlich fand, sich nach Lyon zurückzuziehen, bis er über seine künftigen Maßregeln einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte. Wir nahmen zärtlichen Abschied von einander. Nachdem er mir seine eigenen Plane für die Zukunft vorgelegt, sprachen wir eh wir uns trennten, noch ein Wenig über die meinigen. Obwol Katholik und Zögling Montreuil's, obwol flüchtig aus England und ohne Hoffnungen auf das Haus Hannover, war ich für den Chevalier und seine Sache keineswegs günstig gestimmt. Ich möchte wol wissen, ob dieses Geständniß Engländern des nächsten Jahrhunderts seltsam scheinen wird. Engländern der jezigen Zeit sind ein römischer Katholik und ein Anhänger des Pfaffenthums und der Tyranny Worte für einerlei Sache, als ob wir nicht mit eben dem Grimm, wie jede andere Christengemeinde, über Zehnten und Steuern — Unsicherheit des Eigenthums oder willkürliche Geseze murren könnten. Nein, nie liebte ich die Sache der Stuarts, so unglücklich und folglich Theilnahme erregend dieses Fürstengeschlecht auch war. Durch eine trotz ihrer Ungereimtheit

unverwischbare Gedankenverwirrung vermengte ich seine Angelegenheiten stets mit der Angelegenheit Montreuil's, und haste den Letzteren stark genug um mir auch die erstern zu entleiden. Alle Parteinigungen mögen sich wol so ziemlich auf dieselbe Art bilden. — Unumwunden sprach ich gegen Bolingbroke meinen Widerwillen gegen den Chevalier aus.

„Unter uns gesagt,“ bemerkte er, „hat ein verständiger Mann in Ihren Umständen nur geringen Anreiz, sich an Jakó den Dritten anzuschließen. Eher möcht' ich Ihnen rathen Ihres Vaters guten Namen am französischen Hof zu benutzen und in dieselben Dienste zu treten wie er. In England sind die Verhältnisse düster für Sie, überall sonst aber hell.“

„Bereits,“ war meine Antwort, „hab ich in meinem eigenen Kopf die Vortheile begriffen und erwogen, die mir ein Eintritt in die Dienste Ludwigs verschaffen dürfte. Aber der König ist alt, er kann nicht mehr lang leben; das Volk macht jetzt den Parteien den Hof — nicht dem König. Welche Partei halten Sie für die beste: die der Frau von Maintenon?“

„Nein, das ist nicht meine Ansicht; Sie ist eine kalte Freundin; sie verlangt von Ludwig nie eine Gunst für irgend Jemand aus ihrer Familie. Ein kühnes Spiel ließ sich spielen, wenn Sie sich an die Herzogin von Orleans, die Mutter des

Herzogs, angeschlossen. Allerdings ist sie die tödliche Feindin der Maintenon, und eine gewaltthätige, stolze, rohe Frau; aber sie hat Verstand, Talent, Geistesstärke, und wird es jedem Mann von Geburt, der ihr Achtung bezeugt, eifrigst lohnen. Freilich kann sie nichts für Sie thun bis zum Tod des Königs, und auch dann nur wenn ihr Sohn die Gewalt erlangt. Aber — lassen Sie mich sehen — Sie sagen Fleury, der Bischof von Frejus, werde Sie bei Frau von Maintenon einführen?“

„Ja; er hat hiezu den übermorgenden Tag bestimmt.“

„Ei, da schließen Sie enge Freundschaft mit ihm. — Sie werden finden, daß Das nicht schwer ist; sein Benehmen ist sehr leutselig, und wenn Sie ihn an der schwachen Seite packen, können Sie leicht sein Vertrauen gewinnen. Merken Sie, Fleury hat keine feux — brillants, keinen Geist von ausgezeichneter Höhe; aber er ist eines jener sanften weichen Gemüther, die in einer Krise wie die gegenwärtige, wo die Parteien im Kampf miteinander liegen, und die Fürsten hadern, sich immer still und ohne Aufdringlichkeit in einen der besten Plätze einschleichen. Halten Sie sich an Frejus — Sie können dabei nicht übel fahren; — doch dürfen Sie nicht vergessen, daß er in diesem Augenblick in üblem Geruch beim König steht, daher Sie nicht zweimal mit ihm nach Versailles gehen müssen. Vor Allem aber vergessen Sie nicht, wenn Sie bei Ludwig eingeführt werden,

daß Sie Diesem durch nichts mehr gefallen können, als durch das Ansehen, als ob Sie vor Ehrfurcht ganz verblüßt wären."

So lautete Bolingbrokes Abschiedsrath. Der Bischof von Frejus nahm mich am festgesetzten Morgen in seinem Wagen mit nach Versailles. Welch königliche Fantasie spricht sich in diesem herrlichen Palast aus! In keinem Heldengedicht ist mir eine großartigere Idee vorgekommen, als der Gedanke die Alleen, welche nach demselben führen, die Straßen nach Spanien, nach Holland u. s. w. zu nennen. In London würde man sie die Straßen nach Chelsea und Pentonville genant haben!

Indem wir in der Kutsche des Bischofs langsam dahin fuhren, hatte ich hinlängliche Zeit zur Unterhaltung mit diesem Mann, der seitdem als Kardinal von Fleury einen so hohen Gipfel der Macht erstiegen hat. Wirklich hat er sehr wenig von einer großen Natur an sich, und ist mir der treffendste Beleg der Wahrheit, daß in dem Spiel um Ehren, das an Höfen gespielt wird, wir weniger durch unsere Talente, als durch unsere Geschmeidigkeit gewinnen. Mit anmuthiger Badinage lachte er über die politischen Sonderbarkeiten der Frau von Balzac, bemerkend es ziemte der obenstehenden Partei nicht, über die Schmähungen der unterliegenden zu grollen. Allmählig schweifste er von diesem Gegenstand ab und fragte mich welche Lustbarkeiten ich bereits mitgemacht hätte.

Ich beschrieb ihm die Gesellschaft bei Boulainvillers. An dieser schien er viel Antheil zu nehmen und zeigte in seinen Aeußerungen über die verschiedenen literarischen Tagescharaktere mehr Scharfsinn, als ich ihm zugetraut. Nach einer allgemeinen Unterhaltung über dichterische Werke glitt er mit vieler Kunst zu Besprechung von statistischen und politischen über, und mit Einemmal gewann ich eine vollständige Einsicht in die Tiefen seiner eigenen Politik. Ich bemerkte daß er unter der Miene großer Indifferenz gegen die Schwierigkeiten und Verlegenheiten des Staats keinen Anlaß versäumte, selbst die kleinste Nachweisung über diese Verhältnisse zu erhalten, und daß er das mündliche Gespräch, wofür er viele Gewandtheit besaß, als Mittel gebrauchte, diejenige Umsicht zu erlangen, zu deren Erschaffung aus dem eigenen Verstand oder zu deren Ausbeutung aus den Schriften Anderer es ihm an Geisteskraft gebrach. Ward er dadurch zu einem oberflächlichen, so ward er anderseits zu einem allezeit fertigen Staatsmann, und nie gab es einen Minister, der mit so geringer Mühe so glücklich gewesen wäre. *)

Gegen das Ende unserer Fahrt sprachen wir über den König. Auf diesen Punkt zeigte der Bi-

*) Bei seinem Tod erschien folgendes Wortspiel auf ihn: Floruit sine fructu Defloruit sine luctu
Der Herausgeber.

schon ängstliche Vorsicht. Trotz seiner Pfiffigkeit haschte ich indessen so viel von ihm weg, es sei hohe Zeit, sich Frau von Maintenons Bekantschaft auf jede mögliche Art zu Nutz zu machen, und es halte so schwer, diejenigen Orte zu errathen, auf welche sich nach dem Tod des alten Königs die Macht niederlassen würde, daß Unthätigkeit und Schweigen für jetzt die tiefste Politik sei.

Als wir aus dem Wagen stiegen, und ich den ersten Fuß in den Palast setzte, fühlte ich mich von dem Geist dieser Umgebung unwillkürlich auf's Stärkste ergriffen. Ich stand im Umkreis des mächtigen Hofes, der alle Stralen des Genies, die während eines halben Jahrhunderts ausgeströmt, in einen einzigen blendenden Brennpunkt vereinigt hatte; des Hofes, an welchem die Zeit mit Einem Schritt aus dem Morgen der Civilisation in deren vollen Mittagglanz getreten war; des Hofes eines Condé, und Turenne, eines Villars und Tourvilles; — des Hofes, wo über den Witz eines Grammont, die Fülle eines Fouquelt, den unheilbringenden Geist eines Louvois (unheilbringend für die Menschheit und für Frankreich) Liebe, wirkliche Liebe, ihre Hoheit und Wahrheit auszubreiten nicht verschmähte, und das hohle Scheinwesen der Königspracht durch die Zärtlichkeit, Schönheit und Reue der La Valliere heiligte. Immer noch umschwebte diesen Schauplaz der Zauber eines Sinnes, der, wenn künstlich und kalt, doch umfas-

send, kolossal und prunkend war, — eines Sinnes, der in Racines reicher Harmonie sich emporhob, — der Peter Corneilles edlerem Geist und freieren Gedanken Aufschwung gab, *) — der Boileaus glänzende Waffe schärfte, — der über die lachenden Blätter Molières, des Bewundernswürdigsten von Allen, eine Kenntniß der Menschenlaunen und Menschenherzen ausgoß, die, mit Ausnahme Shakespeares, kein anderer Dramatiker übertroffen hat. Immer noch leuchtete in diesen Mauern, wenn jetzt auch mit schwachem und dämmerigem Glanz, der Ruhm jenes Monarchen, der wenigstens bis zu seinen spätern Tagen das Glück des Augustus unbestraft von den Verbrechen des Oktavius genossen hatte. Neunmal, seit die Sonne dieses Monarchen aufgestiegen, hatte der päpstliche Stuhl einen neuen Inhaber bekommen. **) — Sechs Beherrscher hatten über die Horden der Ottomanen gewaltet! ***) — Der vierte Kaiser gebot seit dem Beginn dieses

*) Genau genommen gehört Corneille einer früheren Periode an, als dem Zeitalter Ludwigs XIV, in welches er hier miteingeschlossen erscheint.

Der Herausgeber.

**) Urban VIII; 1644 Innocenz X; 1655 Alexander VII; 1667 Klemens IX; 1669 Klemens X; 1676 Innocenz XI; 1689 Alexander VIII; 1691 Innocenz XII; 1700 Klemens XI.

Der Uebersetzer.

***) Ibrahim; 1648 Muhamed IV; 1687 Soliman

Zeitabschnittes über Deutschland! *) Fünf Czare von Michael Romanoff bis zum großen Peter, hatten den gefährlichen Besitz ihrer eisernen Gewalt über ihre ungeheuren Länderstrecken ausgeübt. **) — Sechs Könige hatten den Schmerzensring der englischen Krone getragen. ***) Zwei von jenen Königen waren Flüchtlinge an diesem Hof gewesen, und dem Sohn des Letztern von Beiden bot er im gegenwärtigen Augenblick ein Asyl.

Welch wunderbare Wechsel gingen während dieser einzigen Regierung über das Angesicht Europas hin! In England allein, was für ein gewaltiger Sprung der Ereignisse von der Regierung des ersten Karls bis zu derjenigen des ersten Georgs! — Noch weilte ich, — noch starrte ich vor mich hin, indem diese Gedanken, in eine elektrische Kette verknüpft, über mich hinblitzten! — noch hielt ich an der Schwelle der prächtigen Halle an, zu deren Aufbau die Natur selbst besiegt wor-

II; 1691 Achmet II; 1695 Mustafa II; 1703 Achmet III. Der Uebersetzer.

*) Ferdinand III; 1658 Leopold I; 1705 Joseph I; 1711 Karl VI. Der Uebersetzer.

**) Michael Fedorowitsch 1645 Alexei; 1676 Fedor II; 1682 Iwan (mit Peter und Sophia); 1689 Peter I. Der Uebersetzer.

***) Auffer Cromwel (1653 — 1658) Karl I; 1660 Karl II; 1685 Jakob II; 1688 Wilhelm III; 1702 Anna; 1714 Georg I. Der Uebersetzer.

Bulwers' Romane. XVII.

den war! Wo auf der ganzen Erde konnt' ich ein so geeignetes Sinnbild für den Charakter und den Namen finden, welchen jener Fürst der Nachwelt hinterließ, als eben den Palast selbst? Ein prunkendes Denkmal königlichen Glanzes, aufgerichtet in einer Einöde, — eben so voll ernen Scheins wie voll berühmter Namen; ein Wunder unermüdlischer Kunst, groß in seiner Gesamtwirkung, kleinlich in seinen Einzelheiten; ein einsames Weisopfer für schimmernde Selbstsucht, merkwürdig durch die Schätze die es erschöpft hatte, und die Armuth, von der es umgeben wird!

Fleury hatte bis jetzt mit seiner gewöhnlichen Urbanität, einer Urbanität die, hätte sie sich auf wichtigere Verhältnisse erstreckt, fast Wohlwollen gewesen sein würde, Rücksicht mit meiner Bewegung gehabt; nunmehr faßte er mich beim Arm und brachte mich zu mir selbst. Ob ich wegen meiner Zerstreung um Entschuldigung bitten konnte, wurde der Bischof von einem alten Herrn angeredet. Offenbar war Derselbe von Rang, sein Gesicht aber drückte die kleinen Sorgen eines bloßen Höflings schneidender aus, als ich je wieder gesehen habe. — „Was Neues, Herr Marquis?“ fragte Fleury lächelnd.

„Das Wichtigste was man sich denken kann! Der König spricht davon, den dänischen Minister am Donnerstag zu empfangen, was doch, wie Sie wissen, sein Tag für häusliche Geschäfte ist!

Was mag Dies zu bedeuten haben? Nebenher" — hier senkte sich die Stimme des Sprechenden zu einem Flüstern herab — „sagt mir der Herzog von Rochefoucault, der König beabsichtige gegen alle gewöhnliche Ordnung und Regel, morgen Arznei zu nehmen; — ich kanns nicht glauben — nein ich kanns wirklich nicht, aber sagen Sies nicht weiter!“

„Behüte der Himmel!“ erwiederte Fleury mit einer Verbeugung, und der Höfling ging davon, seine Nachricht Andern zuzuraunen. „Wer ist der Herr?“ fragte ich.

„Der Marquis d'Ugeau,“ antwortete Fleury; „ein Edelmann von hohem Rang, der ein Tagbuch hält über Alles, was der König sagt oder thut. Vielleicht kommt es nach seinem Tod heraus *), und zeigt der Welt, zu welcher Wichtigkeit das Nichts erhoben werden kann. Ich darf wol annehmen, Graf, Sie haben schon in England genug von einem Hof gesehen, um zu wissen, daß es manche Leute gibt, die, ein lebendiges Echo, ihr Dasein nur durch den Lärm bekommen, den ein Anderer macht.“

Ich hütete mich in meiner Antwort einen Witz anzubringen, damit Fleury nicht denken möchte, ich wollte auf dem Feld der Bonmots einen

*) Es ist herausgekommen, und berichtet in einem attenmäßigen Geschäftstil jede Kleinigkeit, die den officiellen Thatbestand des königlichen Treibens nicht überschreitet. Der Uebersetzer.

Wettstreit gegen ihn versuchen; so gingen wir denn, aufs Beste miteinander zufrieden, Beide weiter.

Wir stiegen die große Treppe hinauf und kamen in ein Vorzimmer das, obwol kostbar und reich, doch keinen auffallenden Glanz zeigte. Hier bat mich der Bischof einen Augenblick zu verweilen. Ich machte mir demgemäß den Zeitvertreib, die Bilder verschiedener Heiligen in Augenschein zu nehmen. Mittlerweile entfernte sich mein Begleiter durch eine andere Thür und ich war allein.

Nach einer Abwesenheit von beinah zehn Minuten kehrte er zurück. „Frau von Maintenon,“ flüsterte er mir zu, „befindet sich heut nicht wol. Nichts desto weniger gab sie mit Bereitwilligkeit ihre Zustimmung Sie zu sehen; — folgen Sie mir!“

Damit ging der geistliche Hofmann voran, und ich folgte ihm auf den Fersen nach. Wir kamen an die Thür eines zweiten Zimmers, woran Fleury sanft krazte. Man ließ uns ein, und wir erblickten drei Damen, wovon die Eine las, die Andere lachte und die Dritte gähnte. Sofort traten wir in ein drittes Gemach, worin wir ganz allein auf einem großen Stuhl neben dem Fenster eine alte, einfach gekleidete Frau fanden. Sie war nicht geschminkt, hatte eine Brille auf der Nase, und ein großes Buch auf einem Tischchen vor sich; der eine Fuß ruhte auf einem Schemel in einer Stellung, die mich beinah an meine Mut-

ter erinnerte und eine Lieblingsposition aller frommen Leserinnen zu sein scheint. Mit einem sehr tiefen Büßling näherte sich Frejus, nahm mich bei der Hand und sagte:

„Will mir Madame erlauben, Ihr den Grafen Devereux vorzustellen?“

Frau von Maintenon erwiderte die Verbeugung mit einer Miene großer Sanftheit und Herablassung. „Der Sohn der Marschallin von Devereux wird mir immer sehr willkommen sein.“ Damit wandte sie sich gegen uns, wies auf zwei Tabourets, und sagte, während wir Platz nahmen:

„Wie haben Sie meine treffliche Freundin verlassen?“

„Als ich meine Mutter zuletzt sah, jetzt beinahe vor einem Jahr, befand sie sich wol und tröstete sich gegen die zunehmenden Jahre durch die Neigung, ihre Gedanken immer mehr von der Welt zu entwöhnen, was nach ihrem eigenen Ausdruck das heiligste Ruhefassen für das höhere Alter ist.“

„Vortreffliche Frau,“ entgegnete die Maintenon mit niedergeschlagenem Blick. „Ja, das sind die Gesinnungen, woran ich die Marschallin wieder erkenne. Und wie hat sich ihre Schönheit erhalten? Diese goldenen Locken und blauen Augen, diese schneeweiße Haut haben wol ihre Stelle noch nicht ganz gegen den Zuwachs an innerer Schönheit gewechselt!“

„Die Zeit, Madame, ist sanft gegen sie verfahren. Schon oft, obwol nie lebhafter als in diesem Augenblick, schien es mir als liege in diesen heiligen Betrachtungen, welche dem Gemüth Licht und Ruhe bringen, Etwas, das auch die Schönheit des Körpers erhalte und dauernd mache.“

Eine schwache Röthe flog über das Gesicht der Frömlerin. Niemals, selbst nicht dem achtzigsten Jahr gegenüber ist eine Schmeichelei auf die Schönheit eines Weibes unrecht angebracht! Es entstand eine eichte Pause. Ich hielt es für respektwidrig, sie zu brechen.

„Seine Majestät,“ bemerkte Frejus, im Ton leines Menschen der fühlt, er nehme sich eine kleine Anmaßung heraus, und selbige daher mit angemessener Ehrerbietung vorbringt: „Seine Majestät befindet sich hoffentlich wol?“

„Gott sei Dank, ja, so wol als wir erwarten dürfen. Es ist beinah jetzt die Stunde, worin Seine Majestät Ihnen persönlich Ihre Aufträge ertheilen wird.“

Fleury erwiederte mit einer Verbeugung: „So wird uns also der König heut empfangen? Mein junger Begleiter wünscht sehr den grössten Monarchen und folglich den grössten Mann sag Jahrhunderts zu sehen.“

„Der Wunsch ist natürlich,“ erwiederte Frau von Maintenon. Damit wandte sie sich zu mir und sagte, ob ich den König Jakob III schon gesehen.

Geflüffentlich hob ich in meiner Antwort heraus, daß selbst wenn ich zu einem Aufenthalt in Paris entschlossen wäre, der mir gestattete, ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen, Pflicht und Neigung mich doch bestimmt haben würden, meine Huldigungen zuerst Dem darzubringen, der der Wolthäter meines Vaters gewesen, und dessen Staaten meiner eigenen Person Schutz gewährten.

„Sie sind also,“ fragte Frau von Maintenon, „nicht entschlossen längere Zeit in Frankreich zu verweilen?“

„Nicht doch!“ erwiderte ich, und meine Antwort wurde durch den Wunsch eingegeben, zu erfahren, wie weit ich mich auf die Zuneigung Derjenigen verlassen dürfe, die sich so warm als Freundin der vortreflichen Frau Marschallin angekündigt hatte.

„Nicht doch! Madame, Frankreich ist das Land meiner Geburt, England bios dasjenige meiner Verwandtschaft. Könnt' ich auf einen Theil der königlichen Gunst hoffen, die mein Vater genoß, so möcht ich Frankreich eher als die Heimat meiner Hoffnungen, denn die Zuflucht meiner Verbannung ansprechen. Aber —“ damit brach ich absichtlich ab.“

Die alte Dame sah mich einen Augenblick sehr ernsthaft durch ihre Brille an, räusperte sich dann zweimal mit einer kleinen Verlegenheit und bemerkte abermals gegen Frejus, daß die Zeit um den König zu sehen vor der Thür sei. Frejus, dessen ganze Politik zu dieser Zeit derjenigen der

heimlichen Königin *) wirklich ziemlich entsprach und der überdies keineswegs wünschte, neue Bewerber um die officielle Gunst der Frau von Maintenon zu introduciren, obwol er nichts dagegen hatte, dieselben ihrer Privatsfreundschaft zuzuführen, säumte nicht den Wink aufzunehmen. Er erhob sich und ich war genöthigt, seinem Beispiel zu folgen.

Frau von Maintenon dachte, im Moment wo ich daran sei, mich von ihr zu verabschieden, könne sie sich ohne Gefahr einer kleinen Herzlichkeit hingeben. Demzufolge ertheilte sie mir ihren Segen und gab mir ihre Hand, die ich sehr andächtig küste. Es war zudem, trotz dem Alter der guten Königin eine ausnehmend niedliche Hand. Wir traten sofort unsern Rückzug an, kamen wieder an den drei Damen vorbei, die jetzt insgesammt gähnten, und schritten den Gemächern des Königs zu.

„Was denken Sie von Madame?“ fragte Frejus.

„Was kann ich von ihr denken?“ erwiderte ich vorsichtig, „als daß Größe in ihr die

*) Bekanntlich hatte sich Ludwig XIV im Jahr 1685 mit Frau von Maintenon wirklich vermählt. Einige verschwiegene Bediente waren angewiesen, ihr in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihren Zimmern hingegen wie einer Königin zu begegnen.

Der Uebersetzer.

edelste Form anzunehmen scheint, nämlich die der Einfachheit."

"Gewiß," entgegnete Frejus, "nie gesellte sich ein so sanftes Gemüth zu einem so herablassenden Benehmen! Fielen Ihnen die Spuren ihrer früheren Schönheit auf?"

"Ja, wirklich zeigen ihre Züge noch jetzt viel Weiches und Regelmäßiges; was mich aber am meisten frappirte, war die nachdenkliche, ja traurige Ruhe, die während des Schweigens auf ihrem Gesicht liegt."

"Die Miene verräth die Seele," antwortete Fleury. "Ueberdruß ist der Fluch der Großen."

"Der Großen dem Stand nach," bemerkte ich, "aber nicht nothwendig der Großen dem Gemüth nach. Ich habe gehört, der Bischof von Frejus verwende trotz seinem Rang und Ruhm jede Stunde zum Vortheil Anderer, und folglich ohne Ueberdruß für sich selbst."

"Aha!" erwiderte Fleury, indem er mich mit sanftem Lächeln auf die Wange tätschelte, "seht einmal, ob die Luft der Paläste nicht durchaus schöne Redensarten hervorbringen muß!" Bevor ich antworten konnte, befanden wir uns in den Apartemens des Königs.

Für einen Augenblick ließ mich Frejus in einer Gallerie Athem schöpfen, worin sich die Schmetterlinge drängten, welche sich in der königlichen Sonne wärmen. Kaum war er unter der Menge

verschwunden, als mich Graf Hamilton durch seine Gegenwart angenehm überraschte.

„Mort diable!“ rief er und schüttelte mir nach englischem Brauch die Hand, „ich bin wahrhaft erfreut, Jemand hier zu treffen, der durch keine höhere Tugend meine Sünden verhöhnt. Sehen Sie sich einen Moment in diesem Zimmer um! Würden Sie sich am Hof eines großen Königes, oder beim Leber eines römischen Kardinals glauben? Wen sehen Sie vor Allem? Tapfere Krieger mit narbigen Gesichtern und glänzenden Uniformen? weise Staatsmänner mit Verderben für Oesterreich und Troz gegen Rom in jeder Stirnfalte? einen muntern Adel in kostbaren Gewändern mit jener Haltung, welche der Heiterkeit den Anstand, dem Anstand die Heiterkeit so richtig lehrt? Nein! Priester-Hof und Hut, Rosenkranz und Mantel, welche schlaue, lauernde, heuchlerische Gesichter bedecken, schwänzeln und langweilen um uns her. Es kommt mir vor“, fuhr der witzige Graf mit leiserem Geflüster fort, „als hätte der alte König, nachdem er seinen Ruhm bei Ramilies und Blenheim ordentlich zu Grab getragen, all diese guten Leute aufgeboden, um Psalmen über denselben zu singen! Aber warten Sie auf eine Privataudienz?“

„Ja, unter der Vermittelung des Bischofs von Frejus.“

„Sie hätten einen bessern Führer wählen kön=

nen,“ entgegnete Hamilton; „der König ist etwas zuviel wegen seiner gekrämpt worden. Da wir gerad von ihm sprechen, will ich Ihnen ein auffallendes Beispiel anführen, wie sehr bei Hof ein gutes Benehmen den Vorzug vor guten Talenten erhält. Sie bemerken jenen Mann von ruhigem, bescheidenem Aussehen, mit dem verständigen Gesicht, und dem Priesterroß; Sie bemerken wie er wegschleicht, wenn ihn irgend Jemand anreden will, und wie er durch diese ungemaine Nichtachtung seiner selbst Jederman mit derselben Empfindung über ihn anzustehen scheint. Dieser Mensch ist ein Namensvetter Fleury's, der Prior von Argenteuil *). Wahrscheinlich ist er eines besondern vorübergehenden Zweckes willen hiehergekommen, eigentlich hat er den Hof verlassen. Nun, dieser würdige Priester sehen Sie, wie er sich verbeugt; kam Ihnen je etwas Demüthigeres vor? — ist einer der gelehrtesten Geistlichen, deren sich die Kirche rüh-

*) Geboren 1640, also zur Zeit wovon hier die Rede, bereits 74 Jahre alt, Verfasser einer berühmten Kirchengeschichte, worin er die Mißbräuche der Geistlichkeit und des römischen Hofes hart angreift. Er galt allgemein als einer der redlichsten Männer seiner Zeit, und wurde später vom Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, zum Beichtvater des minderjährigen Ludwigs XV ernannt.

men kann. Er steht so unermeslich hoch über dem glattstirnigen Bischof von Frejus, wie Ludwig XIV über meinem alten Freund, Karl II. Die Gelegenheit zeigte sich ihm so günstig, wie besagtem Bischof; er war Erzieher des Prinzen von Conti und des Grafen von Vermandois, und doch wett ich, er lebt und stirbt als Kinderlehrer, als Bücherwurm und als Prior; während der andere Fleury ohne ein Titelchen Verdienstes auch nur von der alleroberflächlichsten Art, bereits Könige durch ihre Mätressen, Königreiche durch die Könige regiert, und meinem besten Wissen nach zum Premierminister aufschließen, und zu einem Kardinal heranreifen mag."

„Nun,“ erwiderte ich lächelnd, „zu einer so erhabenen Stelle ist doch wenig Wahrscheinlichkeit für den würdigen Bischof da.“

„Verzeihen Sie,“ unterbrach mich Hamilton, „ich bin ein alter Hofmann und blicke mit festem Aug auf das Spiel, das ich selbst nicht mehr mitspiele. Biegsamkeit und Kunst vermögen an einem Hof, wie dieser hier, Alles; und die glatte gemeine List eines Fleury kann zu derselben Höhe führen, wie die tief angelegten Ränke des schimmernden Mazarin oder der stolze Geist des herrschsüchtigen Richelieu.“

„Still!“ sagte ich, „da kommt der Bischof wieder. Wer ist dieser alte Priester mit dem

schönen Gesicht und einem Betragen das Ihnen mindestens besser gefallen dürfte, als dasjenige des Priors von Argenteuil? Eben hält er den bischöflichen Höfning an.“

„Was! Kennen Sie Den nicht? Es ist der berühmteste Kanzelredner unserer Zeit — der große Massillon. Man sagt, diese schöne Gestalt trage mächtig dazu bei, unter den Dames de la cour Bekehrungen zu machen; gewiß ist mindestens, daß Massillon beim Antritt seines Amtes für die Seelen ungefähr Das war, was der Speer des Achilles für die Leiber; so kräftig er sich in Heilung der Gewissenswunden erwies, so schnell konnte er dergleichen Wunden auch beibringen.“ *)

„Oho!“ entgegnete ich, „sehe Einer die Bosheit des Wizes und vor Allem, wie weit mehr man geneigt ist, die Schwäche eines Menschen zu erwähnen, als sich über dessen Tugenden zu verbreiten.“

„Allerdings,“ antwortete Hamilton, kaltblütig

*) Jean Baptiste Massillon, geb. 1663, wurde in jüngern Jahren wirklich einiger Intriken mit Frauen beschuldigt. Die Anmuth seines Benehmens soll eben so stark auf die Herzen gewirkt haben, als die Gewalt seiner Beredsamkeit.

auf seine Dose schlagend, „allerdings; wir alten Leute lieben die Geschichte mehr, als die Dichtung, und Schwäche ist etwas Gewisses, während Tugend immer etwas Zweifelhaftes bleibt.“

„Urtheilen Sie nicht über alle Leute,“ entgegnete ich, „nach Ihren Erfahrungen unter den Höflingen Karls II.“

„Das gewiß nicht,“ entgegnete Hamilton. „Nie hatte die Vorsehung je so viele Schurken auf Einem Ort versammelt, ohne sie an den Galgen zu bringen; Der aber würde in der That ein schlechter Beurtheiler der Menschennatur sein, der die Charaktere im Allgemeinen nach den Helden von Newgate, und den Opfern von Tyburn abschätzen wollte. Doch da kommt Ihr Bischof. Adieu!“

„Was,“ rief Fleury, indem er wieder zu mir trat und Jenen, der eben weggehen wollte, begrüßte, „was Graf Antoine! Sie kann doch wol nur eine augenblickliche Grille heut hieher führen?“

„Ja,“ erwiederte Hamilton; „ich bin bloß aus dem Grund hier, aus welchem die Armen in den Tempel des Kaitan gehen: — um den Dampf der Lekerbissen einzuathmen, welche ich die Priester verzehren sehe.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der gute Bischof, nicht im Mindesten aus der Fassung gebracht; und Graf Hamilton ging mit sichtbarem Wohlgefallen über sein Bizwort von uns weg.

„Ich habe mit Seiner Allerchristlichsten Majestät gesprochen,“ sagte der Bischof: „der König ist geneigt, Sie wie er bereits zuvor angeordnet, in seine Gegenwart zuzulassen. Der Herzog von Maine *) ist bei ihm, so wie einige andere Glieder des königlichen Hauses; Sie werden Ihren Zutritt gleichwol als eine Privataudienz erachten.“

Ich drückte meinen Dank aus. — Wir machten uns auf den Weg, — die Flügelthüren eines Gemaches öffneten sich — und ich stand vor Ludwig XIV. Das Zimmer war zum Theil verfinstert. In der Mitte desselben lehnte der König auf einem großen Sopha. Er hatte, wie ich mich eher nachher entsann, als im Augenblick bemerkte, einen schwarz-samtenen, leichtgestickten Rock an; seine Weste bestand aus weißem Atlas; weder Juwelen noch Orden waren sichtbar, denn nur an Fest- oder Galatagen erschien er mit persönlichem Pomp. In einiger Entfernung von ihm standen drei Mitglieder der königlichen Familie. Diese sah ich nie an — meine ganze Aufmerksamkeit war auf den König gerichtet. Meine Gemüthsbeschaffenheit ist nicht von der Art, daß äussere Größe, oder überhaupt irgend ein äusserer Umstand einen bedeutenden Eindruck auf mich macht, aber wie ich jetzt, dem Bischof von Frejus in einer kleinen Entfer-

*) Ältester Sohn Ludwigs und der Markisin von Montespan.

nung nachtretend, mich dem königlichen Greis näherte, war, offen zu gestehen, Bolingbrokes Warnung nicht mit zu vieler Fassung zu erscheinen, kaum nöthig. Hätt' ich diesen großen Fürsten in seiner guten Zeit, in der Fülle seiner Macht, seiner Herrlichkeit, im blendenden Mittagglanz seiner Person, seines Hofes, seines Ruhmes gesehen, so dürfte mich mein Stolz behutsamer gegen einen zu starken oder mindestens zu sehr in die Augen fallenden Eindruck gemacht haben; aber die mannigfaltigen Unglücksfälle des prachtgewohnten Monarchen — Unglücksfälle, in welchen er sich größer gezeigt, als unter allen seinen vorausgegangenen Triumphen und unter dem Lächeln seines Glücks; — sein Alter, — seine Gebrechlichkeit, — gerade die Wolken selbst, die sich um die untergehende Sonne sammelten; — eben das Freudengeheul um den sterbenden Löwen: — all Das musste zusammenwirken, den Respekt zur Ehrerbietung zu erhöhen, ja der Ehrerbietung einen Anstrich von Ehrfurcht zu geben. Nicht nur die Majestät Ludwigs des Großen, sondern die Majestät des Unglücks, der Schwäche, der Hinfälligkeit, des Alters sah ich vor mir, und vergaß über dieser Vorstellung Das, was unter andern Verhältnissen meine Empfindungen der Unterwürfigkeit vielleicht abgestumpft haben würde, nämlich die Verbrechen seiner Minister und den Druck, womit seine Regierung auf dem Volk lastete. Ich suchte mich von der Befangenheit, die

mich selbst überraschte, zusammen und hob die Augen zum König auf.

Ein Gesicht blickte mir entgegen, worauf die Spuren der stolzen Schönheit, um derentwillen seine Manneszeit so berühmt gewesen, immer noch weilten. Sie war gebrochen, aber nicht zerstört; ja sie borgte von den Anzeichen der zunehmenden Jahre und von der sichtbaren Erschöpfung durch Leiden und Krankheit sogar eine imposantere Würde.

Fleury sagte mit leisem Ton etwas, das ich nicht verstand. Eine Pause folgte, — nur eine augenblickliche Pause. Dann sprach der König mit einer Stimme, deren gepriesenen Volklang ich bis jetzt für übertrieben gehalten hatte. In dieser Stimme lag etwas so Gütiges, Aufmunterndes, daß ich plötzlich meine ganze Besonnenheit wieder gewann. Vielleicht war sein Ton eben der sichtbaren Wirkung wegen, welche die königliche Gegenwart auf mich hervorgebracht, besonders mild.

„Sie haben uns ein Vergnügen gemacht, Graf Devereux,“ sprach er, „wofür wir Ihnen gern in Person unsere Anerkennung bezeugen. Es hat uns sehr passend gedünkt, daß das Land, worin Ihr tapferer Vater seinen Ruhm erwarb, auch die Freistätte seines Sohnes sei.“

„Sire,“ erwiderte ich, „es soll nicht mein Fehler sein, wenn dieses Land fortan nicht das meinige wird. Indem ich den Namen meines Va-

ters erbe, ererb' ich auch seine Dankbarkeit und das Ziel seiner Bestrebungen."

„Wol gesprochen, mein Herr,“ entgegnete Ludwig. Hier richtete ich meine Blicke noch einmal empor, und bemerkte daß die seinigen auf mich gewandt waren. „Wolgesprochen,“ wiederholte er nach einer kleinen Pause. „Indem wir Ihnen diese Audienz gewährten, gaben wir uns nicht ungerne der Hoffnung hin, daß Sie sich unserem Hof anzuschließen wünschten. Die Zeit fodert,“ (hier glaubte ich die Stimme des alten Königs verliere etwas von ihrer Festigkeit,) „die Beweise Ihrer Dienstbeflissenheit nicht in derselben Laufbahn, in welcher Ihr Vater für Frankreich und für sich selbst Lorbeeren gewann. Aber wir werden nicht versäumen, wenn nicht Ihrem Degen doch Ihren Talenten einen Wirkungskreis anzuweisen.“

„Dieser Degen, Sire,“ bemerkte ich, „der mir von Eurer Majestät gegeben wurde, soll auf Ihren Befehl jeden Augenblick gegen jede Nation, mit Ausnahme einer einzigen, gezogen werden, und indem ich Eurer Majestät Gunst für die Zukunft erbitte, such' ich nur einen Weg, auf welchem ich meinen Dank für die Vergangenheit beweisen kann.“

„Wir zweifeln nicht,“ erwiderte Ludwig, „daß, wie viele Undankbare wir auch durch die Beweise unseres Wohlwollens machen mögen, Sie selbst nicht unter dieser Zahl sein werden.“

Hier machte der König eine leichte, aber höfliche Verbeugung und wandte sich ab. Der aufmerksame Bischof von Frejus hatte sich in einige Entfernung zurückgezogen; jetzt gab er mir, wol bewusst daß der Monarch nicht gern mehr sprach, als er durchaus mußte, ein Zeichen. Ich gehorchte und zog mich mit aller gebührenden Ehrerbietung von der königlichen Gegenwart zurück.

So schloß meine Unterredung mit Ludwig XIV. Obwol Seine Majestät sich nicht besonders wortreich gegen mich erwies, schilderte ich sie doch lang nachher als den beredtesten Menschen. Man glaube mir, kein Redner kommt einem König gleich; ein einziges Wort aus königlichem Mund bewegt das Herz stärker, als Demosthenes es vermöchte. Es lag ein tiefer Sinn in dem Gebrauch der Alten, die Göttin der Ueberredung immer mit einem Diadem auf dem Kopf vorzustellen.